Dialekt als Dialog — Soziolinguistisches zu Sprachgebrauch und Spracheinstellungen in Österreich[1]

Barbara Soukup

It is a truism, but one
frequently ignored in research,
that *how* something is said
is part of *what* is said.
(Dell Hymes)[2]

Es ist ein in der Forschung
oft ignorierter Allgemeinplatz,
dass *wie* etwas gesagt wird ein
Teil dessen ist, *was* gesagt wird.

Einleitung und Hintergrund

Sprachverwendung ist nie neutral. Sprachverwendung kommt immer mit Gepäck daher. Wenn wir sprachlich kommunizieren, sei es schriftlich oder mündlich, müssen wir unweigerlich irgendeine Sprachform dafür wählen.[3] Diese Sprachform bringt dann ebenso unweigerlich eine Vielzahl an soziokulturellen Assoziationen mit sich, die, aus dem persönlichen und gesellschaftlichen Erfahrungsschatz heraus, die Interpretation *bedeutend* mitgestalten. Wer redet üblicherweise so? Mit welchem sozialen Kontext, mit welcher Situation ist diese Sprachform gemeinhin verbunden? Mit wem spricht man so, und wie ist dabei erwartungsgemäß das Verhältnis zueinander? All diese Aspekte beeinflussen zwangsläufig und tiefgreifend, wenn auch zumeist unbewusst, die Gestaltung ebenso wie die Verarbeitung des Gesagten: die Schlüsse, den Sinn, die Botschaften, die wir zu erzeugen suchen und die wir daraus ziehen.

Zeitgenössische soziolinguistische Theorien zur sprachlichen Interaktion erklären diese zwangsläufige Gestaltung des Gesagten durch seine bloße Fasson („wie etwas gesagt wird") wie folgt: Kommunikation ist ein *Dialog*, in dem Sprachproduzierende

1 Ich bedanke mich herzlich bei den Organisierenden der Sommerakademie 2019 des Österreichischen Volksliedswerks für die spannende Gelegenheit zum interdisziplinären Dialog in vielerlei Sinnen des Wortes sowie bei den Tagungsteilnehmenden für die Bereicherung und Inspiration, die ich aus Diskussionen, Erfahrungsberichten und Anekdoten rund um die strategische Verwendung von Dialekt mitnehmen durfte. Besonderer Dank gilt auch Erna Ströbitzer und Wolfgang Dreier-Andres für wertvolle Hinweise zur Bearbeitung dieses Texts.

2 Dell Hymes: Models of the interaction of language and social life. In: John Gumperz u. Dell Hymes (Hg.): Directions in Sociolinguistics: The Ethnography of Communication. New York 1972, S. 59. Englisches Original; deutsche Übersetzung: B. Soukup.

3 Im Folgenden gehe ich davon aus, dass mündliche und schriftliche Kommunikation, zumindest bezüglich der ihnen zugrundeliegenden kognitiven und interaktiven Prozesse der Bedeutungsgenerierung, gleich ‚funktionieren'. Ich stütze mich dabei auf die Erkenntnisse der gegenwärtigen Psycholinguistik (z. B.: Trevor A. Harley: The Psychology of Language. London [4]2014). Wenn ich also, der Einfachheit halber, diesbezügliche theoretische Überlegungen oftmals nur mit Bezug auf mündliche Kommunikation formuliere, so ist gleichzeitig die schriftliche Kommunikation immer mitgemeint und mitzudenken.

(Sprechende) und Sprachrezipierende (Hörende) in einer Wechselbeziehung zueinander stehen. Die Bedeutung des Gesagten wird nicht einfach auf Seite der Produzierenden erstellt, verpackt und im Wege einer Einbahnstraße den Rezipierenden übertragen (Reddy verwendet dafür das Bild des Leitungsrohres, durch das eine Botschaft geschickt würde, die dadurch mehr oder weniger unversehrt beim Gegenüber ankommt).[4] Die Bedeutung entsteht vielmehr in einem wechselwirksamen Verhandlungsprozess, in dem, auf der einen Seite, Sprechende eine kontextuell ganzheitliche Interpretation der Hörenden vorausahnen, geistig vorwegnehmen und ihre sprachlichen Mittel entsprechend auswählen, also mehr oder weniger strategisch ‚maßschneidern'. Auf der anderen Seite beziehen Hörende auch tatsächlich immer die von Sprechenden gewählten Mittel in ihre gesamtheitliche, kontextuell situierte Abwägung und Interpretation des Gesagten ein. Man beeinflusst sich also gegenseitig, in einem beiderseits aktiven, jedoch voneinander abhängigen Prozess der Bedeutungserzeugung.[5]

Die Sprachform — „wie etwas gesagt wird" — ist nun ein ebenso unweigerlicher wie integraler Bestandteil des Kontextes, den Sprechende und Hörende in ihren interaktionellen Aktivitäten heranziehen. Als solcher Bestandteil sorgt die Sprachform dafür, dass ihr ‚Gepäck' an sozialen Assoziationen in die Bedeutungsverhandlung einfließt und ein zentrales, bedeutungsstiftendes Element im geschilderten Prozess des interaktiven Dialogs darstellt.

In diesem Zusammenhang ist auch kein Unterschied zwischen solchen Sprachformen zu machen, die wir landläufig gerne in die Kategorien ‚Stile' oder ‚Dialekte' oder ‚Sprachen' einteilen. All diese Sprachformen gleichen einander in ihrer bedeutungsstiftenden Funktion und Wirkung: Sobald mehrere Alternativen verfügbar sind (und das sind sie immer und auf der ganzen Welt — „es gibt keine Sprechenden, die nur über eine Sprachform verfügen"),[6] ist die Auswahl der einen *und nicht der anderen* im wahrsten Sinne des Wortes eben *bedeutend* für das Gesagte.

4 Michael Reddy: The Conduit Metaphor. In: Andrew Ortony (Hg.): Metaphor and Thought. Cambridge 1979, S. 284—324.

5 Siehe dazu u. a.: Mikhail Bakhtin: The problem of speech genres. In: Caryl Emerson u. Michael Holquist (Hg.), Vern W. McGee (Übers.): Speech Genres and Other Late Essays. Austin, TX 1986 [1952—53], S. 60—102; Frederick Erickson: Listening and speaking. In: Deborah Tannen u. James E. Alatis (Hg.): Languages and Linguistics: The Interdependence of Theory, Data, and Application. Washington, DC 1986, S. 294—319; Erving Goffman: The Presentation of Self in Everyday Life. New York 1959; John J. Gumperz: Discourse Strategies. Cambridge 1982; Per Linell: Dialogue, dialogicality and interactivity. In: Language and Dialogue 7:3 (2017), S. 301—335; Barbara Soukup: Historical sociolinguistic philology — a new hybrid discipline, its interests, and its scope. In: Open Linguistics 3 (2017), S. 673—678; Deborah Tannen: Talking Voices. Cambridge 1989; Deborah Tannen: Interactional sociolinguistics / Interaktionale Soziolinguistik. In: Ulrich Ammon, Norbert Dittmar, Klaus J. Mattheier u. Peter Trudgill (Hg.): Sociolinguistics/Soziolinguistik. Berlin 2004, S. 76—88.

6 Sinngemäß nach: William Labov: The Social Stratification of English in New York City. Cambridge 2006, S. 86.

Zur Illustration: Dialekt im Fernsehgespräch

Soweit die Theorie — wir gehen über zur praktischen Anwendung. Zur Illustration der interaktionellen Verwendung und Wirkung von Sprachformen im Gespräch möchte ich an dieser Stelle eines der einprägsamsten Beispiele (ich nenne es mein ‚Ankerbeispiel') aus meiner Forschung zu Sprachwechseln (‚Codeswitching') im österreichischen Deutsch heranziehen.[7] Diese meine Forschung befasst sich damit, wann und wie, also letztlich zu welchem kommunikativen Zweck, österreichische ‚Native Speakers' von der Sprachform, die wir gemeinhin als ‚Hochsprache' (sonst aber auch gerne salopp als ‚Schriftsprache' oder, technischer, als ‚Standardsprache') bezeichnen, in jene wechseln, die gemeinhin mit dem Terminus ‚Dialekt' belegt wird.

Abb. 1: Die etablierten regionalen österreichischen Dialektgebiete (Grafik: CC-BY-SA M. Seltmann, dioe.at | regionalsprache.de).

Prinzipiell findet sich die Koexistenz und Gegenüberstellung von Hochsprache und Dialekt, aus sprachhistorischen Gründen, in ganz Österreich.[8] Während die Hochsprache dabei zwar im Detail regional gefärbt sein kann, aber sich doch im Großen und Ganzen überregional ähnlich präsentiert, gibt es auf der Ebene der Dialekte ausgeprägte regionale Unterschiede, was die Sprachwissenschaft dazu veranlasst hat, Österreich in verschiedene Dialektgebiete einzuteilen. Die Etabliertesten davon sind in Abbildung 1 dargestellt

7 Barbara Soukup: Dialect Use as Interaction Strategy. A Sociolinguistic Study of Contextualization, Speech Perception, and Language Attitudes in Austria. Wien 2009. Für einen Studienbericht auf Deutsch siehe: Barbara Soukup: Zum Phänomen ‚Speaker Design' im österreichischen Deutsch. In: Alexandra N. Lenz u. Manfred M. Glauninger (Hg.): Standarddeutsch im 21. Jahrhundert — Theoretische und empirische Ansätze mit einem Fokus auf Österreich. Göttingen 2015, S. 59—79.

8 Wolfgang Koppensteiner u. Alexandra N. Lenz: Theoretische und methodische Herausforderungen einer perzeptiv-attitudinalen Standardsprachforschung. Perspektiven aus und auf Österreich. In: Heinz Sieburg u. Hans-Werner Solms (Hg.): Das Deutsche als plurizentrische Sprache. Ansprüche — Ergebnisse — Perspektiven. Berlin 2017, S. 43—68; Barbara Soukup u. Sylvia Moosmüller: Standard language in Austria. In: Nikolas Coupland u. Tore Kristiansen (Hg.): Standard Languages and Language Standards in a Changing Europe. Oslo 2011, S. 39—46.

— nämlich das (zumindest bevölkerungsmäßig) dominante Mittelbairische im Norden (Ober- und Niederösterreich, Wien), das Südbairische im Süden (Kärnten sowie Teile Tirols und der Steiermark), das Süd-Mittelbairische Übergangsgebiet dazwischen (die an Salzburg grenzenden Teile Tirols, Salzburg selbst, der größte Teil der Steiermark und des Burgenlands), und im Westen, nach einem Übergangsgebiet in Tirol, das markante, dem Schweizerischen nah verwandte Alemannisch (hauptsächlich in Vorarlberg).

Die Forschung, von der ich hier berichten möchte, bezieht sich nun also, präziser gesagt, auf die interaktionelle Funktion der Sprachwechsel von bi-dialektalen ‚Native Speakers' von (zumeist mittelbairisch geprägter) Hochsprache in den mittelbairischen Dialekt, und zwar in Gesprächsdaten aus der österreichischen Fernsehdiskussionssendung *Offen Gesagt* (ORF 2, 2002—2007; seither, in fast identem Format, weitergeführt unter dem Titel *Im Zentrum*). Der im Folgenden präsentierte Gesprächsauszug, der das Phänomen bestens illustriert, entstammt der Ausgabe der Sendung vom 18. Jänner 2004. Der Titel der Sendung war *Wer soll in die Hofburg* und das Thema dementsprechend die damalig anstehende österreichische Bundespräsidentschaftswahl. Es gab bei der Wahl zwei Kandidierende: die ehemalige Außenministerin Benita Ferrero-Waldner und den späteren Wahlgewinner Heinz Fischer. Die Kandidierenden nahmen selbst nicht an der Sendung teil, dafür aber je zwei prominente Wahlkampf-Unterstützende. Im nun folgenden audiotranskribierten Ausschnitt aus der Sendung (dem Ankerbeispiel) ist ein Unterstützer von Ferrero-Waldner namens ‚SK' am Wort. Er schildert seine Auffassung des Bundespräsidentschaftsamts, wobei er die Wichtigkeit der Volksnähe betont. Der zweite Sprecher (‚FM'), der dem gegnerischen politischen Lager angehört, wirft daraufhin einen kurzen Kommentar ein.

> *SK: Die Österreicher wollen auch einen Bundespräsidenten, eine Bundespräsidentin, zum Angreifen. Eine, die quasi angreifbar ist, nicht abgehoben irgendwo də oben nebulos, äh, äh, her- herumschwimmt, vielleicht in irgendwelchen Gesetzesmaterien exzellent si auskennt- die wollen a was zum- Beispiel Jonas. Der war a Mensch zum Angreifen, jə? Einen, einen Bundespräsidenten zum Angreifen.*

> *FM: I waß net, wem i ongreifn mecht.*[9]

Während SK seinen Beitrag (mit wenigen kleinen Abweichungen an unbetonten Stellen) durchwegs in Hochsprache ausführt, ist FMs Einwurf ganz im (mittelbairischen) Dialekt gehalten: Es finden sich die dialektalen Formen *i* [iː] (zweimal, anstelle von hochsprachlich *ich* — [iç]); *waß* [vaːs] (anstelle von *weiß* [vaɛs]); *net* [nɛːd̥] (anstelle von *nicht* [niçd̥]); *ongreifn* ['ɒ̃ ŋg̊ raɛfm̩] (anstelle von *angreifen* ['aŋg̊ raɛfm̩]), *mecht* [mɛçd̥] (anstelle von

9 Ankerbeispiel: Interaktionelles Hochsprache-Dialekt-Switching in der TV-Diskussionssendung *„Offen Gesagt"* vom 18.1.2004 (Quelle: ORF 2), vgl. Soukup: Dialect Use as Interaction Strategy (wie Anm. 7).

möchte ['mœçd̥ɛ]), sowie das Dativpronomen *wem* (anstelle des hochsprachlichen Akkusativs *wen*).[10] Dabei ist zu vermerken, dass FM ein (mittlerweile leider verstorbener) klassisch ausgebildeter und renommierter österreichischer Schauspieler ist, der im Verlauf der Sendung die ganze ihm zur Verfügung stehende sprachliche Bandbreite zur Schau stellt — von altmodisch-poliertem ‚Bühnendeutsch' über wenig markierte Hochsprache und (wie im Ankerbeispiel belegt) mittelbairischen Dialekt bis hin zur Imitation von bundesdeutschen und Monarchie-österreichischen Akzenten. Daraus lässt sich nur der Schluss ziehen, dass FM Zwischenrufe wie den zitierten (von denen er im Lauf der Sendung mehrere ähnliche tätigt) absichtlich in den Dialekt ‚verpackt'.

Für ein österreichisches Publikum ist es (empirisch belegbar) eindeutig, dass FMs Zwischenruf interaktionell ein perfider ist. (Eine meiner diesbezüglich Befragten beschrieb diese und ähnliche Gesprächspassagen trefflich mit den Worten: „Irgendwie is ma des vorkuma so wie Owischoassln!"). Dies wird zunächst einmal inhaltlich klar: FM gibt vor, die von SK ganz offensichtlich sinnbildlich gemeinte Metapher des Angreifens wörtlich zu nehmen, mit Bezug auf sich selbst, was das Bild der Lächerlichkeit preisgibt. Diese Botschaft wird aber auch durch FMs markante und konsequente Dialektverwendung eindrücklich verstärkt, sodass FMs Kommentar, in seiner gesamten Form, geradezu vor Ironie trieft und seine negative Haltung gegenüber SK bzw. dessen Standpunkt sehr deutlich zum Ausdruck bringt. Wie aber funktioniert diese ‚dialektale Verstärkung' genau? Wie und was trägt der Dialekt zu FMs aggressiv-ironischer Botschaft bei (was eine hochsprachliche Variante nicht beitragen würde)?

Dafür kehren wir zum Ausgangspunkt zurück, zum dialogischen Modell von sprachlicher Kommunikation. Dieses deutet ja darauf hin, dass Dialektverwendung das Gesagte automatisch mit den sozialen Assoziationen anreichert, mit denen der Dialekt in Österreich verknüpft ist. (Die Verwendung von Hochsprache tut dies natürlich analog mit ihren eigenen Assoziationen.) Was sind nun aber die sozialen Assoziationen von Dialekt, und zwar insbesondere aus Perspektive der ‚Hörenden', die ja idealerweise eine entsprechend kontextualisierte Gesamtbotschaft erstellen (im gegenwärtigen Fall, die Interpretation von FMs Zwischenruf als perfide)? Dies lässt sich empirisch mittels eines bewährten soziolinguistischen Testverfahrens erheben.

In dem Verfahren werden einer Gruppe von Gewährspersonen eine Reihe von Audioaufnahmen vorgespielt, und ihre Aufgabe ist es, die gehörten Sprecherinnen und Sprecher anhand von Skalen mit Persönlichkeitsmerkmalen zu beurteilen. Aus diesen

10 Zu den hier angewandten Grundlagen der phonetischen Beschreibung und Transkription des Mittelbairischen siehe insbesondere: Sylvia Moosmüller: Hochsprache und Dialekt in Österreich. Soziophonologische Untersuchungen zu ihrer Abgrenzung in Wien, Graz, Salzburg und Innsbruck. Wien 1991. — Ich gedenke und danke Sylvia Moosmüller (†) herzlich für ihre persönlich geteilte diesbezügliche Expertise. Zu den Pronomen siehe z. B. Patrick Zeitlhuber: Ausprägungen des Pronominalsystems im Ostmittelbairischen — Eine diatopische Untersuchung. Masterarbeit, Universität Wien 2017.

Einschätzungen lassen sich dann die gängigen sozialen Assoziationen der in den Aufnahmen verwendeten Sprachformen ablesen. (Diese sozialen Assoziationen werden in der Soziolinguistik gemeinhin als ‚Spracheinstellungen' bezeichnet.)

In meiner Forschung habe ich im Jahr 2006 eine solche Erhebung mit 242 Universitäts- und Fachhochschulstudierenden in Oberösterreich (also im mittelbairischen Dialektraum) durchgeführt. Den Teilnehmenden wurden vier verschiedene Sprechproben, von je einem Sprecher und einer Sprecherin in Hochsprache und im Linzer (= mittelbairischen) Dialekt, vorgespielt, mit der Bitte um Bewertung in einem Fragebogen. Die Sprechenden präsentierten alle denselben Text. Der dazugehörige Fragebogen enthielt für jede Aufnahme eine tabellarische Gegenüberstellung von zweiundzwanzig gegensätzlichen Adjektivpaaren, wie z. B. sympathisch/unsympathisch, gebildet/ungebildet, natürlich/unnatürlich, derb/vornehm, viel Sinn für Humor / kein Sinn für Humor, und so weiter, mit einer Fünfpunkte-Skala dazwischen (siehe Abbildung 2). Anhand dieser Adjektive und Skalen waren also die Sprechenden einzuschätzen.[11]

SPRECHERIN Nr. 1:

	2	1	0	-1	-2	
sympathisch						unsympathisch
gebildet						ungebildet

Abb. 2: Illustration der Einschätzungsaufgabe für die Erhebung der sozialen Assoziationen von Dialekt vs. Hochsprache — Auszug aus einer auszufüllenden Bewertungsskala für die erste Sprecherin.[12]

Die mittels Skalen gesammelten Einschätzungen wurden dann statistisch ausgewertet, im Wege eines Vergleichs der von den Sprechenden erzielten Mittelwerte. Abbildung 3 zeigt die wichtigsten (= die statistisch signifikanten) Ergebnisse aus der Bewertungserhebung.[13] Daraus lässt sich ablesen, dass die Dialektsprechenden im Durchschnitt als deutlich natürlicher, lockerer, emotionaler, ehrlicher, sympathischer und humorvoller eingeschätzt wurden als die Hochsprachesprechenden, aber auch als derber, grober, aggressiver, ungebildeter, weniger intelligent, weniger ernst und unhöflicher. Kurzgefasst stellt dieses Ergebnis also das Profil jener sozialen Assoziationen (Spracheinstellungen)

11 Die hier beschriebene Methode ist dem Instrumentarium der Matched-Guise-Technik der Spracheinstellungsforschung entlehnt: Wallace E. Lambert, Richard Hodgson, Robert C. Gardner u. Samuel Fillenbaum: Evaluational reactions to spoken languages. In: Journal of Abnormal and Social Psychology 60:1 (1960), S. 44—51. Das System zur Aufzeichnung der Einschätzungen sind sogenannte semantische Differenzialskalen: Charles E. Osgood, George J. Suci u. Percy H. Tannenbaum: The Measurement of Meaning. Urbana 1957.

12 Soukup: Dialect Use as Interaction Strategy (wie Anm. 7).

13 Ebd.

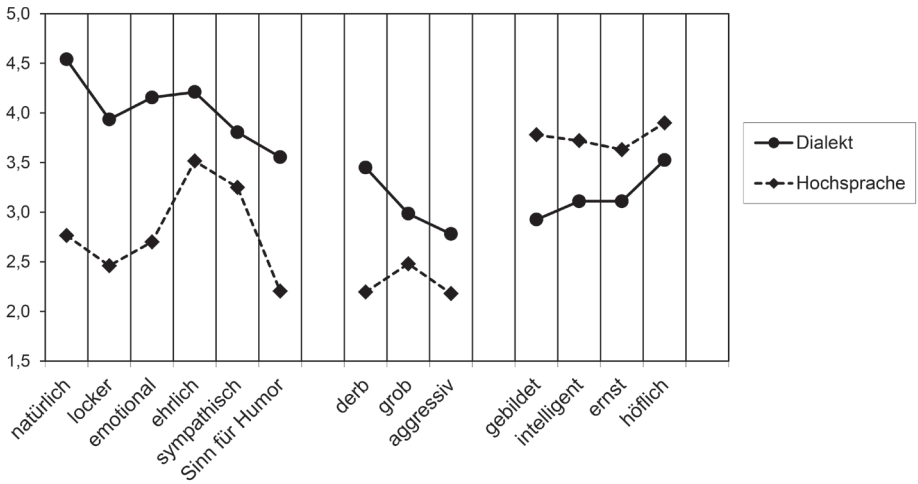

Abb. 3: Hauptergebnisse der vergleichenden Einschätzung von (mittelbairischen) Dialekt- und Hochsprachesprechenden durch oberösterreichische Gewährspersonen.

dar, die Dialekt im direkten Vergleich zur Hochsprache typischerweise in einem (ober) österreichischen Publikum hervorruft.

Dieses Profil lässt sich nun wirksam in die Analyse der interaktionellen Funktion von Sprachwechseln zwischen Hochsprache und Dialekt rückführen. Im konkreten Fall meines oben präsentierten Ankerbeispiels bedeutet dies, dass FMs Dialektverwendung in seinem Publikum wohl einerseits Assoziationen von erhöhter Natürlichkeit, Emotionalität und Humor, aber andererseits auch generell von Derbheit und Primitivität hervorruft. FM spricht also vermeintlich ‚frisch von der Leber' weg, nicht ganz ernst und ‚wie ihm der Schnabel gewachsen ist'. Jedoch lässt sich die gleichzeitige Indizierung von negativen Dialekt-Stereotypen auch als antagonistischer ‚Other-positioning move'[14] gegenüber dem Adressaten verstehen — als Schachzug der unvorteilhaften Darstellung von FMs interaktionellem Gegenüber SK, auf den, als Angesprochenen, die negativen Assoziationen projiziert werden, frei nach dem Motto: ‚Ich rede mit dir so (derb, ungebildet, unintelligent, etc.), weil dies dein Niveau ist (weil du derb, ungebildet, unintelligent etc. bist).'

In Summe untermauert und bestätigt also die Erhebung der Spracheinstellungen zu Dialekt (gegenüber denen zur Hochsprache) in österreichischen ‚Native Speakers' die Analyse, dass FM den Dialekt strategisch einsetzt, um einen feindseligen interaktionellen

14 Luk van Langenhove u. Rom Harré: Introducing Positioning Theory. In: Rom Harré u. Luc van Langenhove (Hg.): Positioning Theory. Oxford 1999, S. 14—31.

Effekt zu erzielen, nämlich die Platzierung eines perfiden, ironischen Zwischenrufs — und dass dies bei seinem Publikum als Botschaft auch genau so ankommt.

Zwar haben sich in meiner eigenen Forschung bisher hauptsächlich solche strategischen Codeswitches von der Hochsprache in den Dialekt manifestiert, bei denen die antagonistische Verwendung von Dialekt dominiert, also das Nutzbarmachen der negativen Dialekt-Assoziationen zum ‚Niedermachen' eines Gegenübers (wie in meinem Ankerbeispiel). Allerdings sind Interaktionsstrategien ja immer kontextgebunden und -relativ, und die von mir analysierten politischen Fernsehdiskussionen ein für feindselige Wortgefechte geradezu prädestinierter Kontext. In ihrer Analyse von viel stärker unterhaltungs- und weniger konkurrenzorientierten österreichischen TV-Sendungen findet Irmtraud Kaiser dementsprechend auch Verknüpfungen von Dialektverwendung mit Suggestionen von Kumpelhaftigkeit, Vertraulichkeit und Einschmeichelung, wobei also die positiven sozialen Assoziationen des Dialekts sehr stark zum Tragen kommen.[15]

Das Potenzial, solche positiven Assoziationen durch Dialektverwendung strategisch hervorzurufen, ist in meiner Spracheinstellungsforschung, wie bereits erwähnt, dahingehend manifest, dass Dialektsprechende als natürlicher, lockerer, emotionaler, ehrlicher, sympathischer und humorvoller bewertet werden als Hochsprachesprechende. Zusätzlich bemerkenswert ist aber auch das in Kaisers Gesprächsdaten wesentliche Assoziationsfeld der Vertrautheit, das in meiner Studie besonders oft in offenen Kommentaren der Gewährspersonen (im Anschluss an die Sprechendenevaluierung) zum Ausdruck gebracht wurde. Allein die relativ große Häufigkeit, mit der dieses Topos unaufgefordert erwähnt wurde, zeigt nämlich, dass es für die Befragten eine wichtige Rolle in ihrem Gefüge der sozialen Assoziationen rund um Dialekt und Hochsprache in Österreich spielt. Im Folgenden zitiere ich einige entsprechende Kommentare aus den ausgefüllten Fragebögen:

„[Dialekt] *schafft Nähe und Vertrauen, wirkt freundlich.*"
„*Menschen, denen ich vertraue (Freunde),* [reden] *Dialekt.*"
„[Dialekt] *hilft, ein Naheverhältnis zwischen den Gesprächspartnern aufzubauen bzw. signalisiert Gleichwertigkeit des Sprechers und des Hörers.*"
„[Dialekt] *klingt eher freundschaftlich; persönliche Beziehung kann aufgebaut werden.*"
„*Man kann sich schneller, leichter mit* [dialektsprechenden] *Personen identifizieren.*"
„*Jemand, der Dialekt spricht, will nicht vorgeben jemand zu sein, der er nicht ist.*"
„*Der Sprachstil des Dialektes ist die sogenannte ‚Muttersprache', das heißt, diese Person ist ehrlich.*"

15 Irmtraud Kaiser: „Warum sagt ma des?" Code-Switching und Code-Shifting zwischen Dialekt und Standard in Gesprächen des österreichischen Fernsehens. In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 73:3 (2006), S. 275—300.

„Dialekt wirkt nicht künstlich, daher verstellt sich diese Person nicht."
„[Ich verwende Dialekt], *wenn ich etwas von mir preisgeben will (Emotionen)."*
„Wirkliche Emotionen kann man meiner Meinung nach nur über den Dialekt gut transportieren."
„[Wenn man Hochsprache spricht, entsteht] *dadurch der Eindruck, verschleiern zu wollen, woher man kommt."*

Dialekt wird hier also tatsächlich stark mit Vertrautheit und Vertrauenswürdigkeit assoziiert — was dann wiederum in entsprechenden interaktionellen Kontexten von Sprechenden strategisch eingesetzt werden kann, analog zu den Mechanismen der oben ausführlich beschriebenen antagonistischen Dialektverwendung.

Fazit und Ausblick

Als Fazit kehre ich zu meinem Anfang zurück. Sprachverwendungen sind nie neutral. So kommt auch die Dialektverwendung immer mit Gepäck daher. Je nach Kontext (z. B. TV-Diskussion versus Unterhaltungsshow) und alternativ verfügbaren oder latent präsenten Sprachressourcen (z. B. Hochsprache) werden, im Dialog der Interaktion, manchmal diese, manchmal jene sozialen Assoziationen hervorgekehrt und aktiviert, und andere rücken in den Hintergrund. Als wesentlicher Bestandteil des Gesprächskontexts kann (ein Sprachwechsel in den) Dialekt dadurch strategisch eingesetzt werden, um, je nach Umstand, positive wie negative kommunikative Effekte zu projizieren und zu erzielen – Vertrautheit und Nähe ebenso wie Feindseligkeit und Ironie.

Im Rahmen meines Beitrags zum *Jahrbuch des Österreichischen Volksliedwerkes* stellt sich zum Abschluss natürlich die Frage, welche Denkanstöße und Folgerungen Interessierte sowie Expertinnen und Experten aus meinem Bericht und dessen Fazit für ihre Überlegungen und Forschungen zum Volksliedgut ableiten könnten.[16]

Dabei ist hoffentlich klar geworden, dass, aus soziolinguistischer Sicht, die Sprachwahl in jeder Ausdrucksform eine dialogische und bedeutungstragende Wirkung entfaltet — also auch im Gesang. Aber diese Wirkung ist ja immer kontextspezifisch; somit drängt sich die Frage auf: Ruft der Dialekt im Kontext des Volkslieds die gleichen sozialen Assoziationen hervor wie in TV-Diskussionen, wie im Unterhaltungsprogramm, wie im Bierzelt, wie im Parlament — oder andere? Und wie wird der Dialekt, darauf aufbauend, im Volkslied (auch) strategisch eingesetzt? Provokant formuliert: „Heimatland, Heimatland, ich hab' dich so gern, wie ein Kindlein seine Mutter, wie ein Hündlein seinen Herrn ..." reimt sich im Prinzip auf Hochsprache ebensogut wie im Dialekt. Was ist also

16 Wobei ich hier keine musikwissenschaftliche Definition von ‚Volkslied' anbieten kann und will, sondern den Begriff für meine Zwecke sehr breit im Sinne von „(regional) überlieferten Liedern" fasse, nach Wolfgang Dreier-Andres (persönliche Mitteilung, Mai 2020).

der Unterschied in der ‚Message' zur Dialektversion? (Und warum hat man eigentlich gerade und nur in Oberösterreich ein Dialektgedicht als Text für die Landeshymne ausgewählt?)

Weiterführend kann dann natürlich auch die Frage nach der zu erwartenden sozialen Unterscheidung nicht nur zwischen Dialekt und Hochsprache, sondern auch ‚innerhalb' der österreichischen Dialekte gestellt werden. Also: Inwiefern wirkt Kärntnerisch im Volkslied anders als Tirolerisch, als Wienerisch, als Vorarlbergisch? Aus soziolinguistischer Sicht wissen wir jedenfalls, dass den im allgemeinen Bewusstsein etablierten österreichischen Dialekten typischerweise unterschiedliche Wertungen zugeschrieben werden (wobei das Tirolerische und Kärntnerische eher beliebt und das Wienerische und Vorarlbergische vergleichsweise unbeliebt sind).[17]

Auch die Verknüpfung der gegenwärtigen mit der historischen Dimension wäre relevant: Wie hat sich eigentlich, zahlenmäßig, über die Jahre das Verhältnis von (aufgezeichneten) Volksliedern im Dialekt zu jenen in Hochsprache entwickelt — insbesondere, da der Dialekt in Österreich sprachhistorisch die ältere Form darstellt?[18] Und: Werden die verschiedenen Sprachformen, über die Zeit hinweg, bevorzugt mit unterschiedlichen inhaltlichen Themen oder sogar verschiedenen Tonalitäten und Vertonungsarten in Verbindung gesetzt?

Natürlich könnte man auch gewinnbringend über den Tellerrand hinausblicken und im Detail untersuchen, ob in anderen Sprachräumen lokale und überregionale Dialekte ähnlich systematisch (strategisch?) im Volkslied eingesetzt und interpretiert werden, wie in Österreich — also, wie anzunehmen ist, zur Vermittlung von Emotion, Natürlichkeit, Naturnähe, Heimatverbundenheit, Authentizität (letzteres ein wissenschaftlich höchst umstrittenes Konzept) — und: sprachlich-kulturell eher abgrenzend oder integrierend? Dass Dialektverwendung im Volksliedgut auf gesellschaftlicher Ebene auch eine politische beziehungsweise nationalistische Dimension eröffnen kann, hat Konrad Köstlin (ebenfalls in einem Beitrag zu einem *Jahrbuch des Österreichischen Volksliedwerkes*) jedenfalls bereits ausführlich dargelegt.[19]

Eine sprachwissenschaftliche Erforschung in diesen Bereichen muss allerdings die spezifischen Komplexitäten des Kontexts Volkslied berücksichtigen, wie Wolfgang

17 Siehe dazu z. B. Sylvia Moosmüller: Hochsprache und Dialekt in Österreich. Soziophonologische Untersuchungen zu ihrer Abgrenzung in Wien, Graz, Salzburg und Innsbruck. Wien 1991; Guido Steinegger: Sprachgebrauch und Sprachbeurteilung in Österreich und Südtirol: Ergebnisse einer Umfrage. Frankfurt 1998; John Bellamy: Language Attitudes in England and Austria. Stuttgart 2012; Barbara Gludovacz: ‚Dialekte' in Österreich aus Wiener Sicht. Wien 2016.

18 Hierzu siehe überblicksmäßig: Konrad Köstlin: „Dialekt als Waffe". Ein Argument in den Liedern des Widerstands der 1970er Jahre. In: Jahrbuch des Österreichischen Volksliedwerkes 55 (2006), S. 62—72. — Zur Geschichte der Hochsprache in Österreich siehe z. B. Andreas E. Weiss u. Gerlinde Weiss: Das österreichische Deutsch. In: Landes-Europabüro Salzburg (Hg.): Das österreichische Deutsch — eine Standardvariante der deutschen Sprache. Salzburg 2007, S. 5—14.

19 Köstlin: „Dialekt als Waffe" (wie Anm. 18), S. 62—72.

Dreier-Andres anmerkt.[20] Dazu gehört die Tatsache, dass Volkslieder in der Praxis des Singens üblicherweise „zurechtgesungen", also „in den jeweils eigenen Dialekt transferiert" und dadurch „zu eigen" gemacht werden. Ein im Salzburger Dialekt gesungenes ‚Kärntnerlied', zum Beispiel, verknüpft dadurch verschiedenste Ebenen der regionalen Identität, die erst zu entschlüsseln wären. Ein historischer Zugang wiederum muss sich auch mit dem Sprachwandel auseinandersetzen, der in Österreich, wie überall auf der Welt, über die Jahrzehnte und Jahrhunderte stattgefunden hat, sodass so manche Formen des Sprachgebrauchs, die in Volksliedern überliefert sind, selbst für die Bevölkerung in derselben Region heutzutage nicht mehr transparent oder verständlich sind. Dreier-Andres schreibt dazu treffend:

Berücksichtigt man diese Dimension, wird die Frage nach dem, was Dialekt im Lied vermitteln kann, soll oder will, nochmal eine Idee komplexer, weil ja sogar die ‚eigenen Leute' späterer Generationen ausgegrenzt werden, es sich aber um keine bewusste Ausgrenzung im nationalen Sinne, sondern um eine durch den Wandel des Dialektes hervorgerufene Chiffrierung handelt.[21]

Aus soziolinguistischer Sicht bietet, trotz — nein, vielmehr gerade *wegen* dieser Komplexitäten, der Kontext des Volkslieds ein spannendes Betätigungsfeld, das in vielerlei Hinsicht noch ein großes Forschungsdesiderat darstellt. Ein erster Anknüpfungspunkt, der sich anbietet, wäre es, mittels der in diesem Beitrag skizzierten Methodik (Beurteilung von Sprech- bzw. Gesangsproben durch Gewährspersonen in einem Fragebogen) entsprechende, auch vergleichende, empirische Erhebungen durchzuführen, die danach fragen, welche sozialen Assoziationen Dialekt in der Gegenüberstellung mit der Hochsprache, beziehungsweise verschiedene Dialekte im Vergleich, im Volkslied tatsächlich hervorrufen.

Paul Watzlawick schrieb den berühmten Satz, „Man kann nicht *nicht* kommunizieren."[22] Ebenso kann man beim Sprechen, wie beim Schreiben und beim (vertexteten) Singen, nicht *keine* Sprachform auswählen. Und Sprachwahl ist eben nie neutral — sie ist *bedeutend*.

Wie etwas gesagt wird ist jedenfalls ein Teil dessen, *was* gesagt wird.

20 Hier und im Folgenden beziehe ich mich auf Wolfgang Dreier-Andres, persönliche Mitteilung, Mai 2020.
21 Wolfgang Dreier-Andres, persönliche Mitteilung, Mai 2020.
22 Paul Watzlawick: Man kann nicht nicht kommunizieren. Das Lesebuch. Hg. v. Trude Trunk. Bern 2016.